



Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.

Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.

Johach_H_2014

Begrüßung und Einführung in die Tagung "Feindbilder"

Helmut Johach

„Begrüßung und Einführung in die Tagung 'Feindbilder'. Vorurteile und Projektionen im Zusammenleben von jüdisch, christlich und muslimisch geprägten Menschen,“ in: Fromm Forum (Deutsche Ausgabe – ISBN 1437-0956), 18 / 2014, Tuebingen (Selbstverlag), pp. 92-94.

Copyright © 2014 by Dr. Helmut Johach, Walpersdorfer Str. 13, D-91126 Rednitzhembach; E-Mail: Helmut.Johach[at-symbol]web.de

Sehr geehrte Tagungsgäste, liebe Mitglieder der Fromm-Gesellschaft!

Im Namen der *Internationalen Erich Fromm-Gesellschaft* darf ich Sie heute Abend hier in der Tagungsstätte „Haus Venusberg“ ganz herzlich begrüßen und willkommen heißen. Für den äußeren Rahmen danken wir der Erzdiözese Köln, die diese Tagungsstätte unterhält, und dem Ehepaar Lisbeth und Karl-Hermann Blickle aus Balingen, das über das von ihnen gegründete *Stuttgarter Lehrhaus*, eine *Stiftung für interreligiösen Dialog*, das Zustandekommen dieser Tagung finanziell gefördert hat. Wie im Namen der Stiftung angedeutet ist, soll es auch bei unserer Tagung um *interreligiösen Dialog* gehen, allerdings in spezieller Perspektive. Im Fokus stehen psychosoziale Faktoren, die einen unbefangenen Dialog zwischen unterschiedlich religiös sozialisierten Menschen erschweren und behindern. Das sind vor allem Vorurteile und Projektionen, die sich bis zu *Feindbildern* auswachsen können. Dies wollen wir nicht nur theoretisch erörtern, sondern am Zusammenleben zwischen jüdisch, christlich und muslimisch geprägten Menschen in unserer Gesellschaft exemplifizieren. Gestatten Sie mir dazu einige persönliche Bemerkungen.

Als Christian Wulff in seiner Rede zum 20. Jahrestag der deutschen Einheit im Oktober 2010 die Aussage tat, neben der christlich-jüdischen Geschichte gehöre auch *der Islam zu Deutschland*, wurde dies von vielen als ein mutiger Schritt begrüßt, weil damit gewissermaßen von höchster staatlicher Stelle anerkannt wurde, was über Jahrzehnte beharrlich geleugnet worden war: dass Deutschland inzwischen ein Einwanderungsland geworden ist, in dem Menschen, deren Eltern oder Großeltern einst als „Gastarbeiter“ aus der Türkei hierher kamen, nicht nur als von der Wirtschaft benötigte Arbeitskräfte, sondern auch mit ihrer Kultur und Religion willkommen sein und ihren Platz erhalten sollten. Andere meinten, Wulffs Satz sei nichts weiter als eine banale Tatsachenfeststellung, zu der kein besonderer Mut gehöre, und wiederum andere – darunter auch sein Amtsnachfolger – glaubten, hier einen feinen, aber bedeutsamen Unterschied zwischen den Menschen und ihrer Religion machen zu müssen: Dass die vielen Muslime, die inzwischen hier leben, zu Deutschland gehören, sei selbstverständlich, dass der Islam dazu gehöre, jedoch keineswegs.

Wir können diese Streitfrage, die durch die kürzlich erfolgte Anerkennung einer islamischen Religionsgemeinschaft als Körperschaft öffentlichen Rechts im Bundesland Hessen im Sinne tendenzieller Gleichstellung des Islam mit den christlichen Konfessi-



onen und dem Judentum entschieden wurde, als Ausgangspunkt für unsere Tagung nehmen. Dabei gilt es jedoch, die juristische zu einer umfassenderen historisch-sozialpsychologischen Sichtweise im Sinne Erich Fromms zu erweitern. So stellen sich zwangsläufig weitere Fragen, wie z.B. die folgenden: Es mag zwar sein, dass in unserem Land seit der Weimarer Republik grundsätzlich Religionsfreiheit besteht, es mag auch so sein, dass Menschen unterschiedlicher Abstammung und Herkunft, Sprache und Rasse wegen ihres Glaubens, ihrer religiösen oder politischen Anschauungen nicht benachteiligt werden dürfen (GG Art. 3), aber stimmt das auch im faktischen Zusammenleben, in den Köpfen und Gefühlen und in der alltäglichen Lebenspraxis? Sind Menschen mit fremdem Pass, auch wenn sie inzwischen eingebürgert sind und gut Deutsch sprechen, wenn sie bzw. ihre Vorfahren aus einem der Länder des Nahen Ostens stammen und dem Islam angehören, bei uns wirklich akzeptiert? Werden Islam, Islamismus, Intoleranz und Bereitschaft zum Terrorismus nicht allzu oft in einen Topf geworfen? Entstehen nicht allzu leicht Feindbilder, die auch durch das, was wir im Fernsehen aus Ländern des Vorderen Orients mitbekommen, täglich neue Nahrung erhalten? Eines ist klar: In unserem Land herrscht Ruhe, wir wollen keine Zustände wie im Irak, wo sich Schiiten und Sunniten bis aufs Blut bekämpfen, wie in Ägypten, wo die Muslimbrüder den Staat in ihrem Sinne umkrempeln wollen, aber vom Militär brutal unterdrückt werden, oder wie in Syrien, wo man nicht weiß, was schlimmer ist: das Regime des noch herrschenden Diktators oder die zu erwartende Rache islamistischer Rebellen, sollten sie an die Macht kommen.

Manch einer mag im Stillen bei sich denken: Da sieht man doch, was dabei herauskommt, wenn man Islamisten das Feld überlässt! Und waren nicht auch die Flugzeugentführer des 11. September, die in Deutschland studiert und unsere Gastfreundschaft genossen hatten, ehe sie in den USA das World Trade Center zum Einsturz brachten, strenggläubige Muslime? Eine Religion, die zu solchem Terror und Fanatismus anstiftet, können wir doch nicht akzeptieren! Und ein Religionsgesetz wie die Scharia, das Frauen die Gleichberechtigung verweigert und Abtrünnige mit dem Tode bestraft, auch nicht!

Hier ist jedoch Vorsicht geboten: Islam ist nicht mit Islamismus gleichzusetzen. Das Wort meint – wie auch sonstige „Ismen“ – eine Übersteigerung und Vereinseitigung eines ansonsten ganz „normalen“ Phänomens. Wo genau die Grenze verläuft, ist schwer auszumachen. Allzu oft ergeben sich aus partikularen Informationen und Halbwahrheiten Pauschalierungen, die von Einzelheiten auf das Ganze schließen. Anhänger des Islam gelten dann generell als intolerant und als potentielle Terroristen, da mögen sich offizielle Vertreter dieser Religion noch so sehr von den Terrorakten des 11. September und den Anschlägen in Madrid und London distanzieren. Gegenüber dem, was an Fremdem und Bedrohlichem im Islam lauert, besteht ein gewisses Misstrauen und eine geheime Furcht, die leicht in Ablehnung umschlägt, auch wenn wir den Türken um die Ecke, bei dem wir manchmal frisches Gemüse kaufen, persönlich ganz nett finden mögen.

Damit bin ich schon recht nahe an manchen Fragen, die speziell das Zusammenleben mit *muslimisch* geprägten Menschen betreffen, womit wir uns vor allem am morgigen Vormittag beschäftigen werden. Wir konnten dazu zwei Referenten mit muslimisch geprägtem Lebenshintergrund gewinnen: *Dr. Hamid Reza Yousefi*, der aus Teheran stammt und an der Universität Koblenz-Landau Interkulturelle Philosophie lehrt, und



Dr. Hamid Lechhab, der in Fez/Marokko geboren ist, aber schon seit mehr als 20 Jahren in Feldkirch/Österreich und Liechtenstein als Pädagoge und Psychologe tätig ist. Wir dürfen gespannt sein auf das, was sie aus ihrer eigenen interkulturellen Perspektive zum Thema Vorurteil und Nekrophilie/Biophilie im Islam zu sagen haben.

Einen zweiten Schwerpunkt unserer Tagung bildet unser *Verhältnis zum Judentum*. Im Unterschied zum Islam, mit dem wir im eigenen Land erst seit einigen Jahrzehnten in stärkerem Maße konfrontiert sind, hat das Leben von Juden auf heutigem deutschem Staatsgebiet eine lange, bis ins Mittelalter, ja im Grunde bis ins späte Römische Reich zurückgehende Geschichte. Für das Zusammenleben von *Juden und Christen*, das seit den Kreuzzügen durch Verfolgung und Ausgrenzung, seit der Zeit der Aufklärung aber auch durch Versuche zur Integration und rechtlichen Gleichstellung gekennzeichnet war, hat die Haltung der *christlichen Kirchen*, ihrer Theologen und führenden Vertreter eine große Rolle gespielt. Speziell mit antijudaistischen Vorurteilen und Projektionen in der evangelischen Theologie wird sich Prof. *Andreas Pangritz*, Inhaber des Lehrstuhls für Systematische Theologie und Direktor des Ökumenischen Instituts an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Bonn, am morgigen Nachmittag befassen. Über das Verhältnis von Juden und Nichtjuden im Nachkriegsdeutschland wird dann Dr. *Peter Waldmann*, Vorsitzender des Landesverbands der jüdischen Gemeinden in Rheinland-Pfalz, am Sonntagvormittag referieren.

Gestatten Sie mir auch zu diesem Thema eine persönliche Bemerkung. Wie wir alle wissen, mündete die deutsch-jüdische Geschichte in der Zeit des Nationalsozialismus in die geplante und perfekt durchorganisierte Vernichtung der Juden in Europa. Wir können die Entwicklungslinien, die dahin führten, hier nicht im Einzelnen aufrollen – sich mit dieser Geschichte und dem Verbrechen des Holocaust auseinandersetzen, bleibt Aufgabe für jeden von uns zeitgleich oder später Geborenen. Aktuell zu thematisieren sind jedoch die *sozialpsychologischen Mechanismen*, die Ausgrenzung und Verfolgung sowie schließlich den Massenmord möglich gemacht haben. Die Entstehung und systematische Verstärkung von Feindbildern, Vorurteilen und Projektionen lässt



sich gerade a, Beispiel des *Antisemitismus* sehr gut studieren. Dass diese Geschichte auch heute noch nicht zu Ende ist, zeigt eine Ausstellung zum Thema „Juden und Geld“ im Frankfurter Jüdischen Museum. Dort wird unter anderem ein aktuelles Graffiti an der Europäischen Zentralbank gezeigt, auf dem ein Banker mit einer typisch jüdischen Physiogno-



mie abgebildet ist, wie sie seinerzeit in Nazi-Hetzschriften wie dem „Stürmer“ verwendet wurde. Auch wenn es erlaubt sein muss, sich zu konkreten Verhaltensweisen von Juden – z.B. zur Siedlungspolitik Israels in den besetzten Gebieten – kritisch zu äußern, geht eine derartige Pauschalierung (Banker = typisch jüdisch = geldgeil) entschieden zu weit. Darin steckt eine antisemitische Verunglimpfung, die schärfstens abzulehnen ist.

Ein weiteres Thema, bei dem sich die Ablehnung des Fremden und die Entstehung von Feindbildern gut verfolgen lässt, ist die *Asylproblematik*, die wir jedoch bei dieser Tagung bewusst ausgespart haben. So ist die Einstellung der Behörden bei der Auslegung und Anwendung der einschlägigen Gesetze bis hin zur brutalen Abschiebepaxis nicht zu verstehen ohne einen latenten Rassismus und den Rückhalt, den diese Praxis in weiten Teilen der Bevölkerung findet. Hier von Rassismus zu sprechen, ist durchaus angebracht, da sich die Ablehnung und Ausgrenzung von Asylsuchenden vor allem gegen dunkelhäutige Flüchtlinge aus Afrika und Vorderasien richtet. Viele von ihnen gehören muslimischen Glaubensgemeinschaften an. Auch wenn dadurch das Fremdheitsempfinden möglicherweise verstärkt wird, spielt die Religionszugehörigkeit nach meinem Eindruck in der Asylfrage eine weniger wichtige Rolle als die Hautfarbe und die Tatsache, dass die meisten Flüchtlinge, die nach Europa kommen, bettelarm sind. Auch hier sind Vorurteile, Zuschreibungen und Projektionen am Werk. Da die Asylproblematik mit ihren vielfältigen Facetten und sozialpsychologischen Implikationen eine eigene Thematik darstellt, werden wir sie nicht an diesem Wochenende, sondern bei einer Tagung im Mai nächsten Jahres aufgreifen. Auf diese Tagung, die unter der Überschrift: „*Festung Europa – Vom Umgang mit Flüchtlingen*“ steht, möchte ich schon jetzt nachdrücklich hinweisen und Sie dazu einladen.

Bei unserer jetzigen Tagung konzentrieren wir uns vor allem auf *religiös motivierte Feindbilder*, die den interreligiösen Dialog zwischen Christen, Juden und Muslimen, aber auch ihr gesellschaftliches Zusammenleben in unserem Gemeinwesen erheblich belasten. Solche Feindbilder entstehen vor allem dort, wo der Wahrheitsanspruch der eigenen Religion zu einem *Ausschließlichkeitsanspruch* gegenüber anderen Religionen gesteigert wird. Angehörige anderer Religionen sind dann eo ipso „Ungläubige“. Ich habe mich vor Jahren bei einem meiner Patienten, der gläubiger Muslim war, dagegen verwahrt, dass er den Ausdruck „Ungläubige“ generell für Nicht-Muslime verwendete; denn für meine Ohren liegt darin etwas Abwertend-Pejoratives. Meine Bedenken schienen bei ihm auf fruchtbaren Boden zu fallen – jedenfalls hielt sich der Patient danach mit der Bezeichnung „Ungläubige“ für Menschen, die nicht seine religiösen Überzeugungen teilten, zurück. Bei den sogenannten „Hasspredigern“ scheint jedoch eine derartige Bereitschaft, eigene Vorurteile zu überdenken, nicht vorhanden zu sein. Wo auf Grund eines undifferenzierten Sprachgebrauchs Schwarz-weiß-Kategorien wie *Gläubige vs. Ungläubige* verwendet werden, um die alleinseligmachende Wahrheit der eigenen Religion hervorzuheben und den Glauben oder Nichtglauben anderer zu diffamieren, entsteht leicht ein Klima der *Unduldsamkeit und Intoleranz*, das die Chance eines echten Dialogs verbaut. Meist sind es Sekten und radikale Gruppierungen innerhalb einer größeren Glaubensgemeinschaft, in denen eine derartig kompromisslose und intolerante Haltung gegenüber Andersgläubigen vertreten wird. Von hier aus ist es in manchen Fällen dann auch kein allzu großer Schritt mehr, den eigenen Wahrheitsanspruch mit Gewalt gegen andere durchzusetzen. Ein radikales Feindbild, das keinerlei Überprüfung unterworfen wird, und ein kompromissloses Überzeugtsein von der ei-



genen Sache, die man nicht hinterfragt, geben dazu den entsprechenden Schub.

Es sei daran erinnert, dass ein derartiger Absolutheitsanspruch der herrschenden Religion, verbunden mit Intoleranz gegenüber Abweichlern, auch im „christlichen“ Abendland lange verbreitet war. Gegen Ketzer zog man, gerüstet mit Bibelsprüchen, zu Felde und brachte sie, wenn man ihrer habhaft wurde, auf den Scheiterhaufen. Die Aufklärung mitsamt der durch sie sich ausbreitenden Vorstellung, dass man niemandem mehr bindend vorschreiben kann, an was er im Innersten zu glauben hat – die vielleicht wichtigste Komponente unserer heutigen Vorstellung von Individualität und Menschenrechten – hat den Absolutheitsanspruch der Religion zersetzt und die Säkularisation tat ein übriges dazu. Selbst wenn ein Papst heute noch auf die Idee käme, Ketzern das Existenzrecht abzusprechen – er hätte nicht mehr die Macht, dies auch praktisch durchzusetzen. Anderen Glaubensgemeinschaften steht eine solche Liberalisierung noch bevor. Im übrigen hat im westlichen Kulturkreis die Verschiebung des religiösen Glaubens in den Bereich der Privatsphäre dazu geführt, dass sich die einzelnen Gläubigen und natürlich auch die Kirchen an die vom säkularen Staat erlassenen Gesetze halten müssen. Für einen Totalitätsanspruch auf die innersten Überzeugungen und die gesamte äußere Lebensführung bleibt da wenig Raum. Trotzdem muss daran erinnert werden, dass auch einen christlichen Fundamentalismus gibt, der meint, sich über solche Grenzen hinwegsetzen zu können. Vor nicht allzu langer Zeit hatte Amerika einen Präsidenten, der sich als Werkzeug Gottes wähnte, wenn er zum „Kreuzzug gegen das Böse“ aufrief. Es wäre also völlig falsch, religiösen Fundamentalismus und entsprechende Intoleranz gegenüber Andersdenkenden nur den nichtchristlichen Religionen bzw. einzelnen Gruppierungen wie den Salafisten im Islam oder den ultraorthodoxen Juden in Israel zuzuschreiben.

Die Einführung in das Tagungsthema wäre unvollständig, wenn nicht auch so etwas wie ein *positives Ideal* sichtbar würde. Das sind wir Erich Fromm schuldig, der bei allem, was er kritisch zum Zustand des Menschen und der Gesellschaft zu sagen hatte, doch nie vergaß hinzuzufügen, wie es anders sein bzw. besser werden könnte. Das heißt: den Feindbildern mit ihrer Entstehung im Rahmen von Vorurteilsbildung und Projektion ist etwas entgegen zu setzen. Dieses Andere ist nichts Spektakuläres. Es ist die Bereitschaft, die Meinungen und Einstellungen, die jeder von uns sich seit der Kindheit angeeignet hat, sorgfältig zu überprüfen, damit aus ihnen nicht unverrückbare Vorurteile werden. Auch ist zu empfehlen, sich öfter die Frage zu stellen, wieweit Eigenschaften oder Verhaltensweisen, die man beim *Anderen* kritisiert, abgewehrte *eigene* Eigenschaften und Verhaltensweisen sind, die man auf den Anderen projiziert. Es kann sich ergeben, dass wir den Anderen nach einer solchen Überprüfung besser verstehen, weil wir in ihm nicht nur das Negative sehen, das wir auf ihn projiziert haben. So ergibt sich unter Umständen mehr Toleranz und vor allem *mehr Akzeptanz* für das, was der Andere tut und sagt, auch wenn wir nicht alles bedenkenlos gutheißen mögen.

Mit diesem Ausblick auf das, was sich möglicherweise an Einsichten und guten Vorsätzen zum Abbau von Feindbildern ergeben wird, möchte ich meine einleitenden Bemerkungen schließen. Ich wünsche uns allen spannende Vorträge und lebhaftes Diskussions, dazu vielleicht auch etwas Erkenntniszuwachs und Differenzierungsfähigkeit oder zumindest die Bereitschaft, uns in dieser Richtung weiterzuentwickeln.